

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 99 (1973)
Heft: 43

Illustration: [s.n.]
Autor: Woodcock, Kevin

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

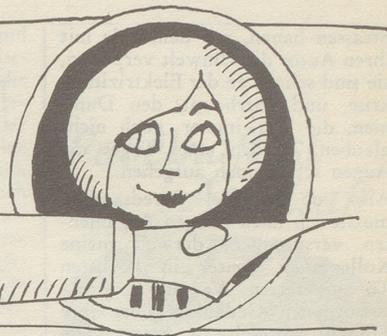
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Eine weitverbreitete Schweizer Frauenkrankheit

Sie werden es vielleicht nicht glauben, und eine Statistik habe ich nicht vorzuweisen, weil noch keine darüber aufgenommen wurde; aber nach eigenen Beobachtungen und Befragungen bin ich überzeugt, dass der Aeckegstabi (in andern Kantonen auch etwa Halschetri genannt) eine der häufigsten Frauenkrankheiten in der Schweiz sein muss. Die Ursache ist bekannt, und dort müsste man ansetzen mit der Bekämpfung. Alles kommt nämlich vom beständigen Hinaufschauen. Wenn man längere Zeit in dieser Position verbleibt, wird der Nacken steif, und das chronische Uebel ist da. Wenn uns das kaum mehr auffällt, so nur deshalb, weil man sich an gewisse chronische Leiden seiner Mitmenschen schliesslich gewöhnt. Wozu richten denn alle diese Frauen ihren Blick in die Höhe? werden Sie nun fragen. Doch diese Frage ist falsch gestellt. Sie muss heissen: Zu wem hinauf schauen sie? Als Schweizer(in) haben Sie es gewiss erraten: natürlich zu Ihm, zum Göttergleichen!

Eine wohlhabend gewordene Dame in den besten Jahren gestand mir kürzlich, sie sei froh, einen Mann geheiratet zu haben, zu dem sie emporschauen könne; man fühle sich bei ihm so geborgen und könne ihm ruhig alles überlassen, denn er werde in jedem Augenblick das Richtige tun. Ein Eheberater, der sich psychologisch nennt, teilte letzte Woche in der Zeitung mit, seine Klientin, eine junge, hübsche und akademisch gebildete Dame sehne sich nach einem Ehepartner, zu dem sie emporschauen könne. Und sogar ein zwanzigjähriges Mädchen meinte versonnen: «Ach, ich stelle mir eben einen geistig überlegenen Mann vor, zu dem ich hinaufschauen könnte!» Als bei den Schweizer Frauen das Aufschauen kein Ende nehmen wollte, fragte ich noch ein paar Ausländerinnen, ob sie zu ihrem Manne aufschauen. Die erste hat geantwortet: «Wieso? Ich habe ihn geheiratet, weil er mir gefiel und wir so gute Arbeitskollegen waren.» Die zweite brach in ein herzhaftes Gelächter aus und rief ihrem Mann im Nebenraum zu: «Hör nur, da fragt jemand, ob ich

zu dir aufschau!» Worauf er noch lauter lachte und sie und meine Frage im Sand verlief. Die dritte sagte: «Ich verstehe Ihre Frage nicht ganz, wie kommen Sie zu einer solchen Vermutung? Mein Mann und ich, wir haben beide unsere Vorzüge und unsere Fehler, aber zu einer so einseitigen Bewunderung scheint mir da wirklich kein Anlass vorhanden. Oder gilt es in Ihrem Lande etwa als besonderes Verdienst, ein Mann zu sein?» Auf so direkte Fragen antwortet man nicht gern. Doch, wenn ich an die zahlreichen Frauen mit chronischem Aeckegstabi dachte, musste ich zugeben: «Wowohl, eigentlich schon.»

Das will nun aber nicht heissen, dass wir Schweizerinnen alle unglücklich sind, durchaus nicht. Man kann bekanntlich auch mit einer chronischen Krankheit leben, manchmal so gut, dass man sie kaum mehr bemerkt oder es gar bedauern würde, wenn sie eines Tages wegbliebe. Jedoch, einige beginnt sie eben hie und da zu zwackeln, dann mucken sie auf, und andere wollen's gar nicht erst so weit kommen lassen, die betreiben Prophylaxe vom ersten Tag an. Die sagen dann etwa: «Die Welt gefällt mir gerade in meiner Augenhöhe; ich verstehe sie auch besser so, weil ich bequem rundherum schauen

kann, statt meinen Blick immer auf einen einzigen Punkt in der Höhe zu fixieren.»

Unter den heutigen jungen Mädchen gibt es, glaube ich, ein immer zahlreicheres Grüppchen, das so denkt. Und das gibt zur Hoffnung Anlass, dass eine weitverbreitete Schweizer Frauenkrankheit heilbar ist und eines Tages vielleicht sogar aussterben wird. Nina

Das «Ausländerpack»

Ich finde einfach keine Ruhe, bevor ich es dem Nebi erzählt habe: Am 17. September, punkt 9.45 Uhr, wurden in einem Büro der Bundesverwaltung in Bern zwei Weiber zu Hyänen (man beachte meine literarische Ausdrucksweise!). Dies war um so erstaunlicher, als am Tag zuvor der Eidgenössische Dank-, Buss- und Bettag stattgefunden hatte, an dem gute Schweizer jeweilen in sich gehen und geloben, sich fürderhin eines besseren Lebenswandels zu befehligen. Was war geschehen?

Es fing damit an, dass eine der Damen erzählte, ihr Wohnhaus sei voll von Ausländern, und alle, alle seien sie frech und arrogant, es sei nicht zum Aushalten. Ihre Kollegin fiel lautstark ein, nach dem Motto «Ausländer, raus!». Ich

mischte mich schüchtern ein, indem ich erzählte, das sei nun wirklich merkwürdig. In unserem 40 Parteien umfassenden Haus gebe es drei, bzw. vier Ausländer: Eine Türkin, einen Somalimann und ein italienisches Ehepaar. Sie alle, alle seien freundlich und hilfsbereit, ja, in dem ganzen grossen Haus seien es die einzigen Menschen, von denen ich wisse, dass ihre Türe jederzeit für mich offen sei, selbst wenn sie anderen Besuch haben. Zudem habe mich die Türkin zwei Wochen lang gepflegt, so gut sie eben nebst ihrer ganztägigen Berufsarbeit konnte, habe sämtliche Einkäufe für mich besorgt, Medikamente geholt, Orangensaft gepresst, Nachtessen gebracht und für den nächsten Tag vorgekocht. Auch die beiden andern Parteien hatten mich in Grippezeiten versorgt, und sie seien immer da, wenn man etwas brauche.

Diese Geschichte wollte jedoch nicht so recht ins Bild passen, das sich die beiden Damen von den Ausländern zurechtgebastelt hatten. Ich wurde belehrt, das seien Ausnahmen. Und dann hörte ich innerhalb einiger Minuten soviel Neues, dass mir darob ganz schwindlig wurde: Die Ausländer sind allesamt frech und arrogant, das Ausland schickt nur den «Abschaum», und was für ein Pack ist da seinerzeit von Ungarn und der CSSR her gekommen! Man kann doch nicht einfach so Flüchtlinge unbesehen aufnehmen. Amerika hat viel weniger Uganda-Flüchtlinge aufgenommen, als die kleine Schweiz.

Und dann die Italiener! Die wollen nicht mehr in Löchern hausen, wie früher. Und ihre Söhne und Töchter werden eines Tages nicht arbeiten wollen, sondern studieren. Dann haben wir wieder zuwenig Platz an unseren Universitäten. Ferner werden Schulen und Kinderkrippen gebaut für diese Italiener. Wem kommt es im Ausland schon in den Sinn, Schweizerschulen zu bauen? Und überhaupt, diese Italienerinnen haben ja massenhaft Kinder, man muss sich grenzenlos darüber ärgern, wenn man das beim Kinderarzt sieht. Und wer hat je schon dafür gekämpft, dass die Schweizer Arbeiter bessere Löhne bekommen! Niemand, aber für die Italiener kämpft man! Zum Schluss sind alle, alle Ausländer schuld, wenn unsere Infrastruktur ins Wanken gerät. Man muss für sie

